

dtv

Über Triest fegt die Bora nera, ein eiskalter Nordostwind, der die Stadt unter einer dicken Schneedecke begräbt. Das Wetter paßt zur Gemütslage von Kommissar Laurenti, der gerade von seiner Frau verlassen worden ist – sie behauptet, einmal in Ruhe über sich selbst nachdenken zu wollen. Um sich abzulenken, stürzt Laurenti sich in die Arbeit, und davon gibt es genug. Ein Haus fliegt in die Luft, und ein grausamer Mord auf dem Karst wird gemeldet, der möglicherweise in Zusammenhang steht mit einer Schmugglerbande, die ihre Ware nachts auf dem Meer in Empfang nimmt. Werden hier alte Rechnungen aus der Nachkriegszeit blutig beglichen? Ein heikler Fall für Kommissar Laurenti, den Südtaliener, für den das explosive Gemisch aus Slowenen, Kroaten und Italienern, aus eifernden Nationalisten und alten Kommunisten schwer zu durchschauen ist . . .

»Proteo Laurenti ist ein leidenschaftlicher Ehemann mit Machoallüren, viel Sinn für gutes Essen und ein scharfsinniger Aufklärer im Kampf gegen das Böse. Man möchte noch öfter mit ihm auf Spurensuche gehen.« (Maike Albath in der ›Süddeutschen Zeitung‹)

Veit Heinichen, geboren 1957, arbeitete als Buchhändler und für verschiedene Verlage. 1994 war er Mitbegründer des Berlin Verlags und bis 1999 dessen Geschäftsführer. Er kam 1980 zum ersten Mal nach Triest, wo er heute lebt. Seine Proteo-Laurenti-Krimis wurden in mehrere Sprachen übersetzt und u. a. mit dem Premio Franco Fedeli und dem Radio-Bremen-Krimipreis ausgezeichnet. Alle Proteo-Laurenti-Krimis wurden verfilmt.

Veit Heinichen

Die Toten vom Karst

Ein Proteo-Laurenti-Krimi

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Veit Heinichen
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Gib jedem seinen eigenen Tod (20516)
Tod auf der Warteliste (20756)
Der Tod wirft lange Schatten (20994)
Totentanz (21161)
Die Ruhe des Stärkeren (21235)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Ungekürzte, vom Autor neu durchgesehene Ausgabe 2003
10. Auflage 2012
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags
© 2002 Paul Zsolnay Verlag Gesellschaft m. b. H., Wien
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: plainpicture/Arcangel
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Gesetzt aus der Apollo 11/12 (QuarkXPress)
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-20620-4

Non gridate piú

Cessate d'uccidere i morti,
Non gridate piú, non gridate
Se li volete ancora udire,
Se sperate di non perire.

Hanno l'impercettibile sussurro,
Non fanno piú rumore
Del crescere dell'erba,
Lieta dove non passa l'uomo.

Schreit nicht mehr

Hört auf, die Toten zu töten,
Schreit nicht mehr, schreit nicht,
Wenn ihr sie noch hören wollt,
Wenn ihr hofft, nicht zu verderben.

Sie haben das unmerkbare Flüstern,
Sie machen nicht mehr Lärm
Als das Wachsen des Grases,
Froh, wo kein Mensch geht.

Giuseppe Ungaretti

Ein tiefgrauer Tag

Proteo Laurenti raste vor Wut, Eifersucht und Verzweiflung. Er hatte sich die ganze Nacht unruhig im Bett hin und her gewälzt, geschwitzt und gefroren und kaum geschlafen. Ihm war speiübel.

Es war der 19. November, ein Sonntag, und das Tageslicht konnte sich kaum gegen die schwarzen Sturmwolken durchsetzen. Die Bora nera fegte seit gestern abend über die Stadt und riß alles mit sich, was nicht fest verankert war. Fensterläden klapperten, und immer wieder hörte man einen Knall von Blumentöpfen oder anderen Gegenständen, die auf die Straße oder die enggeparkten Autos krachten. Vom Hafen her kam das einzig versöhnliche Geräusch: der Wind schien Harfe zu spielen auf den Wanten und Stagen der Segelboote.

Laura hatte ihm gestern abend eröffnet, daß es einen anderen Mann in ihrem Leben gebe. Sie wisse nicht, ob sie ihn liebe. Sie brauche Zeit, um dies zu überprüfen, und wolle in aller Ruhe und allein darüber nachdenken. Proteo Laurenti mußte sie beinahe zu diesem Geständnis zwingen. Seit Wochen hatte er ihr Vorhaltungen gemacht, daß sich etwas verändert habe zwischen ihnen. Sie hatte es lange abgestritten. Bis gestern abend. Es sei Pietro, erzählte sie, der Versicherungsvertreter. Er habe sich vor einiger Zeit in sie verliebt, und sie genieße seine Aufmerksamkeit. Nein, geschlafen habe sie nicht mit ihm. Sie werde für ein paar Tage wegfahren, um mit sich ins Reine zu kommen.

Laura hatte die Nacht in Patrizia Isabellas Zimmer verbracht. Er hörte sie schon vor sieben Uhr im Bad, danach ihre Schritte in der Küche. Er stand auf, hoffte, sie doch noch umstimmen zu können, und fand sie schon im Man-

tel, vor gepackten Taschen im Flur, die Schlüssel in der Hand. Sie verabschiedete sich mit einem flüchtigen Kuß und entschlüpfte ihm, als er sie unsicher zu umarmen versuchte. Dann fiel die Tür hinter Laura ins Schloß, und Proteo stürzte verzweifelt zurück ins Schlafzimmer, vergrub sich unter der Decke und drosch mit aller Kraft auf die Kissen ein, bis sich die graue Müdigkeit, die ihm von der Nacht geblieben war, wieder über ihn schob und er in einen unruhigen, bleiernen Schlaf fiel.

Um neun Uhr war Laurenti klapprig auf den Beinen und irrte durch die Wohnung. Er hatte weder Lust, Kaffee zu machen, noch Musik zu hören oder zu lesen, wie er es Sonntag morgens gerne tat, wenn der Rest der Familie noch schlief. Schließlich ging er in Marcos Zimmer. Sein Sohn öffnete schlaftrunken die Augen.

»Was ist los, Papà?«

»Ich wollte dir sagen, daß Laura für einige Zeit weggefahren ist. Wir haben gewaltige Probleme, und sie will darüber nachdenken.«

»Was?« Marco schoß empor.

»Sie hat eine Geschichte mit einem anderen Mann.« Proteo lehnte sich an den Türrahmen. »Sie will allein sein, um sich über ihre Gefühle klar zu werden. Vielleicht wird ja alles wieder gut«, sagte er kleinlaut.

»Mit wem?« fragte Marco.

»Mit Pietro, dem Versicherungsvertreter.«

»Das darf nicht wahr sein! Mit diesem Langweiler?« Marco war entsetzt. »Ist sie mit ihm weggefahren?«

»Nein! Angeblich nicht. Sie wollte nach San Daniele zur Großmutter. Ob sie ihn trifft, weiß ich nicht. Aber ich gehe davon aus.«

»Ich ruf sie an!«

»Nein, Marco, laß sie. Sie wird sich selbst melden. Ich glaube, sie braucht erst mal Ruhe.«

»Warum hat sie nicht mit mir gesprochen?«

»Wir sind um ein Uhr schlafen gegangen. Du warst wie üblich noch nicht zu Hause, und um sieben Uhr ist sie schon losgefahren.«

»Sie hätte mich wecken müssen!« Marco warf die Bettdecke zurück und stand kopfschüttelnd auf. »Ich versteh das nicht! Warum bloß?«

»Das frage ich mich auch.«

Marco schlurfte in die Küche, stellte fest, daß kein Frühstück auf dem Tisch stand, wie sonst am Sonntagmorgen, suchte die espressokanne und setzte kaffee auf. »Ich dachte, Pietro ist verheiratet?«

»Deine Mutter auch!«

»Seit wann geht das schon?«

»Keine Ahnung! Seit dem Sommer vielleicht.« Er zuckte die Achseln und setzte sich an den Küchentisch, als Marco den kaffee brachte. Während draußen der Sturm ungebroschen tobte, unterhielten sich Vater und Sohn noch eine halbe Stunde über die ernstesten Dinge des Lebens. Dann beschloß Laurenti, trotz des Unwetters einen Spaziergang zu machen. Er wollte Zeitungen kaufen und sich ins »Caffè San Marco« setzen. Er hoffte, sich so etwas zerstreuen zu können. Vielleicht fiel ihm ein Weg ein, Laura zur Rückkehr zu bewegen.

Es hatte wieder zu schneien begonnen, und die patschnassen Schneeflocken wurden von der Bora fast waagrecht durch die Straßen gepeitscht. Wenige Autos fuhren im Schrittempo vorbei. Nach den Spuren auf dem Gehweg zu schließen, hatte sich bis jetzt kaum ein Fußgänger hinausgewagt. Drei Häuser weiter stand die Feuerwehr. Ein Mann versuchte auf der zum vierten Stock ausgefahrenen, schwankenden Drehleiter einen nur noch an einem Haken schaukelnden Fensterladen abzunehmen, bevor der Wind ihn auf die Straße schleuderte. Laurenti schlug den Kragen hoch, wechselte die Straßenseite und ging nahe an

den Hauswänden entlang. Die Naturgewalten, die ihm ins Gesicht peitschten, taten ihm gut, auch wenn sie ihn nicht von seinem Kummer ablenken konnten. Er kam an den geschlossenen Rolläden der Galerie seiner Freunde vorbei, mit denen er jetzt gerne gesprochen hätte. Ihre Anteilnahme hätte ihn getröstet. Doch am Sonntagmorgen war mit ihnen nicht zu rechnen. Wahrscheinlich lagen sie noch mit Barney, dem kleinen Terrier, im Bett.

Die Nässe drang durch die Ledersohlen seiner Halbschuhe. Kurz vor dem Zeitungsladen kam ihm ein anderer Mann entgegen, die Schultern hochgezogen und den Schal fast bis unter die Augen gewickelt. Sie begrüßten sich mit einem Kopfnicken, und Laurenti ging als erster hinein. Die Verkäuferin trug Wollhandschuhe, die ihre Fingerspitzen frei ließen, und eine dicke Lammfell-Jacke. Der kleine Gasofen war zu schwach, den Laden ausreichend zu beheizen.

»Was für ein herrlicher Tag«, begrüßte sie Laurenti.

»Das kannst du laut sagen!«

»Wie lange das wohl dauern mag?«

»Die Voraussagen geben nicht viel Grund zur Hoffnung.«

»Fast wie im Winter 1984/85«, sagte der andere Mann.

»Damals war am Molo Audace sogar das Meer zugefroren.«

»Gib mir bitte den ›Piccolo‹, den ›Corriere‹ und ›II Sole 24 Ore‹.« Laurenti war nicht zum Plaudern aufgelegt. Obwohl er seit über fünfundzwanzig Jahren in Triest lebte, konnte er sich noch immer nicht daran gewöhnen, daß die Stadt tagein tagaus das zentrale Gesprächsthema für ihre Bewohner blieb, über das sie sich unermüdlich und endlos wiederholend unterhalten konnten. Wer erinnerte sich schon an einen Winter vor sechzehn Jahren?

Die Verkäuferin legte die Zeitungen aufeinander. »Fünftausendzweihundert.«

Er warf das Geld auf den Tisch, dann fiel sein Blick auf

das Zigarettenregal hinter ihr. »Und eine Schachtel Marlboro und ein Feuerzeug, ein rotes, Gianna!«

»Was? Du rauchst doch gar nicht, Proteo!«

»Für alle Fälle.«

»Fünzfünf und sechsacht . . . genau zwölftausend.« Sie schüttelte den Kopf und sparte sich den Kommentar, schließlich lebte sie davon, das Zeug zu verkaufen.

Er zog ein paar weitere Geldscheine und Münzen heraus, klemmte die Zeitungen unter den Arm, steckte Zigaretten und Feuerzeug in die Jackentasche, schlug den Kragen wieder hoch und ging zur Tür.

»Hoffen wir, daß es bald vorbei ist. Buona giornata!«

»Gleichfalls, Proteo, und grüß Laura von mir!«

»Mach ich«, brummte er und zog die Tür auf. Eine heftige Bö schlug in den Laden und blätterte aufgeregt die Titelseiten einiger Zeitschriften um. Laurenti zog die Tür kräftig hinter sich zu und machte sich auf den Weg. Er kämpfte sich gegen die Bora durch die graue Stadt, die an diesem Morgen nicht zu erwachen schien.

Fünfzehn Minuten später saß er im »Caffè San Marco«, dem alten, denkmalgeschützten Kaffeehaus auf der Rückseite der Synagoge. Es war das einzige aus jener großen Zeit der Stadt, das unverändert erhalten geblieben war, und man hatte immer den Eindruck, daß jeden Moment einer der famosen Dichter von einst eintreten könnte. Die Kellner wunderten sich, den Polizisten am Sonntagvormittag hier zu sehen. Er saß sonst nur unter der Woche in der Mittagspause am stets gleichen Tisch und las. Und heute hatte er sich nicht einmal rasiert.

Die letzten Wochen waren hart gewesen. Der Staatsanwalt hatte eine Aktion gegen die illegalen Chinesen in Triest von langer Hand vorbereitet. Unzählige und endlose Koordinationssitzungen gingen der Razzia im ganzen Stadtgebiet voraus. Der Untersuchungsrichter gab am Ende grü-

nes Licht, und vergangenen Freitag hatten sie zugeschlagen: Sechzig Streifenwagen und dreihundert Mann Besatzung von der Polizia Statale und der Guardia di Finanza durchsuchten gleichzeitig dreizehn Geschäfte, neun Restaurants und siebenundzwanzig Wohnungen. Es war die große, seit langem erwartete Aktion gegen die Chinesen, die, vorwiegend über Belgrad kommend, die Stadt seit einem Jahr überrannten. Sie hatten einen Laden nach dem anderen eröffnet, viele Immobilien zu kraß überhöhten Preisen gekauft und grundsätzlich bar bezahlt. Man erzählte sich auch die Geschichte von den sechs Lieferwagen, die einer von ihnen in einem Autohaus gekauft und die Scheine auf den Tisch geblättert hatte, als bezahle er ein Pfund Tomaten. Die halbe Stadt vermutete, daß das Geld kaum aus legalen Quellen stammte.

Die Ausbeute der Durchsuchung war beträchtlich: Gefälschte Dokumente, gefälschte Markenware, illegale Einwanderung, Schwarzarbeit und Glückspiel, Erpressung und Geldwäsche, mehr als nur ein Mordverdacht. Der Einsatz hatte Spuren hinterlassen: Im Borgo Teresiano baumelten die ausgeschalteten roten Lampions triste vor zahlreichen geschlossenen Geschäften. Unterlagen waren zentnerweise beschlagnahmt worden und mußten noch ausgewertet werden. Und ein großer Schatten war auch auf jene Chinesen gefallen, die seit langem in der Stadt lebten und mit den kriminellen Machenschaften nichts zu tun hatten.

Ein paar Studenten belegten die anderen Tische, blättern in ihren Büchern und machten Notizen oder unterhielten sich. Laurentis Lieblingsplatz war noch frei. Er warf die Zeitungen auf den Tisch, legte die Jacke ab, rieb sich die Hände, fuhr sich durch das schneenasse Haar und setzte sich.

Der Caffelatte wärmte ihn schnell auf, er bestellte ei-

nen zweiten und einen frisch gepreßten Pampelmusensaft. Dann vertiefte er sich in den ›Piccolo‹.

Die örtliche Tageszeitung titelte mit großen Lettern schon auf der ersten Seite, daß die Bora diesmal Eis und Schnee mitbringen würde. Die Meldung war Schnee von gestern. Auch der Rest war nicht aufregend, und Laurenti war viel zu unruhig, um sich auf einen Artikel zu konzentrieren, der länger als zehn Zeilen war. Erst beim Horoskop blieb sein Auge hängen. Widdern versprach es einen harmonischen Tag mit Überraschungen in der Liebe, und den Zwillingen, Laura also, eine aufregende und romantische Reise mit neuen Horizonten. Laurenti verschwammen für einen Augenblick die Buchstaben vor den Augen, dann schüttelte er heftig den Kopf, als könnte er sich dadurch wieder in die Gegenwart zwingen.

Warum mußte das ihm passieren, ihm, einem Mann von 47 Jahren, der von sich immer behauptet hatte, eine glückliche Ehe zu führen. Wer war denn dieser Pietro, dieser Versicherungsagent und Biedermann, der mit der Alleanza Nazionale sympathisierte, einen weißen Volvo fuhr und in einem Häuschen oben in Opicina wohnte. Verdammt! Wieder spürte Laurenti dieses Unwohlsein, dieses verfluchte Magenkrimmen, mit dem er schon den ganzen Morgen kämpfte. Er wühlte in der Jackentasche und riß die Zigarettenschachtel auf. Zum ersten Mal seit dreiundzwanzig Jahren steckte er sich wieder eine Marlboro an. Er sog zweimal tief den Rauch ein, hustete, und dann wurde ihm schwindlig.

Die Toilette erreichte er gerade noch rechtzeitig. Er würgte das wenige, das er im Magen hatte, in die nicht eben saubere Kloschüssel und versuchte möglichst nicht genau hinzuschauen. Dann ging er zum Waschbecken, wusch sich Hände und Gesicht, spülte den Mund und tat sich so unendlich leid, als er seine traurigen Augen im Spiegel sah, daß er grinsen mußte. Doch der kleine Fun-

ken Hoffnung, der durch sein Selbstmitleid hindurch aufglommte, war sogleich wieder erloschen.

Als er zurück zu seinem Tisch ging, schaute er stur geradeaus, so blieben ihm wenigstens die fragenden Blicke der Kellner erspart. Er bestellte ein Glas Wasser und schwarzen Tee, griff wieder zur Zeitung und las in den Lokalnachrichten weiter. Jetzt fühlte er sich ruhiger und konzentrierter.

Spannungen an der Foiba von Basovizza – Ein Priester (im langen schwarzen Hemd) segnet das Mahnmal. An diesem Artikel blieb Laurenti hängen. Er wußte nicht viel über die »Foibe«, er stammte schließlich aus dem Süden des Landes. Und weder Politik noch Medien hatten dieses finstere Kapitel der Geschichte über Jahrzehnte vertrauenswürdig behandelt. Nichts außer widersprüchlichen Aussagen – je nachdem, ob die Behauptungen von links oder rechts kamen, von Extremisten oder Bürgerlichen, von Nationalisten, Faschisten oder Kommunisten, von jenseits der Grenze oder aus Italien. Der alte Doktor Galvano aus der Gerichtsmedizin hatte ihm einmal erzählt, wie er als junger Arzt all die Leichen anschauen mußte, die man umständlich aus den Foibe geborgen hatte, den Spalten, die bis zu dreihundert Meter tief in das poröse Karstgestein abfallen. Schon Faschisten, Gestapo und SS, Partisanen und später vor allem die Soldaten der Tito-Armee hatten auf brutalste Art und Weise ihre Opfer dort hinab befördert – von den Leichen des Ersten Weltkriegs und den normalen Mordfällen ganz abgesehen.

Gestern, so berichtete der Artikel, fand sich eine Gruppe slowenischer Aktivisten unter Leitung eines Historikprofessors an der Foiba von Basovizza ein. Sie wollten durch eine kleine Öffnung am Rande der mächtigen Steinplatte, mit der man den Abgrund einst verschlossen hatte, eine Sonde hinablassen. Der Professor forderte die Öffnung und die genaue

Untersuchung des 240 Meter tiefen Schlunds. ›Es handelt sich hier um nichts anderes als eine Verteufelung der Slawen. Der Abgrund ist leer!‹ behauptete einer der Aktivisten.

Zur gleichen Zeit hatte sich, kaum sechs Meter entfernt, eine Gruppe militanter italienischer Faschisten aufgebaut. Sie wurden begleitet von dem italienischen Priester einer französischen Bruderschaft, der angeblich auf Weisung des Bischofs Lefèbvre geschickt worden war. Sie entrollten die Fahne der ›Repubblica sociale‹ mit dem Adlerkopf und dem ›Fascio‹, den Emblemen der Faschisten, und der Priester redete mit provozierend lauter Stimme: ›Wir fordern Respekt vor den Opfern der Foibe! Es ist ein Zeichen göttlicher Vorsehung, daß wir rechtzeitig hierher gekommen sind, da versucht wird, die Erinnerung an unsere Toten in den Dreck zu ziehen.‹ Dann öffnete er seine Bibel und sprach ein kurzes Gebet, breitete die Arme aus und gab den Segen. Die anderen bekreuzigten sich. Währenddessen unterhielt sich der Professor mit den anwesenden Carabinieri, die ihn daran hinderten, die Sonde hinabzulassen, und die Journalisten vom slowenischen Fernsehen versuchten, die Rechtsextremisten zu interviewen. Aber auch sie kamen nicht weiter, weil keiner den Mut hatte, sich vor laufender Kamera zu äußern. Die Faschisten zogen schließlich ab. Doch als der Geistliche in seinen Wagen stieg, wendete er sich noch einmal um, deutete auf seinen Talar und sagte: ›Dies ist ein schwarzes Hemd, das lediglich ein bißchen zu lang geraten ist.‹ Der slowenisch-nationalistische Historiker setzte indessen unbeirrt seinen Vortrag fort. Wenig später kam eine Gruppe älterer Radfahrer hinzu, die seine Thesen hörten und sogleich eine lautstarke Diskussion mit den slawischen Aktivisten begannen, der es von beiden Seiten an Härte nicht fehlte: Gesetze zur Unterdrückung der slowenischen Minderheit, Rassenpolitik der Faschisten, Tito-kommunistische Folterknechte, Staatspräsidenten, die am Mahnmahl niederknieten, Reparationsforderungen, Verantwortung der Regierenden gegenüber den Opfern der Foiba von Baso-

vizza und aller Foibe in Italien und Istrien. Die Beamten der Antiterrorereinheit mußten auch während dieser Begegnung nicht einschreiten.

»Triest ist ein Irrenhaus!« brummte Laurenti und schüttelte den Kopf. Irgendwann einmal würde er sich doch intensiver mit dem Phänomen der Foibe beschäftigen müssen. Er wollte sich ein paar Bücher besorgen und jemanden in der Stadt auftreiben, der unpolemisch mit der Sache umging und die Hintergründe aufhellen konnte. Er schob das düstere Thema schon lange vor sich her, wie die meisten Triestiner, die einen großen Bogen um die schwarzen Abgründe machten.

Laurenti legte die Zeitung beiseite, winkte dem Kellner und zahlte. Er wollte sehen, ob er den alten Galvano erwischte. An einem Sonntag wie diesem, da sich wegen der durch die Straßen pfeifenden Bora kaum jemand hinaustraute, würde er wohl zu Hause sitzen und für einen Besuch sogar dankbar sein. Doktor Galvano hatte damals nach seiner Pensionierung das Gerichtsmedizinische Institut einfach nicht verlassen und mußte daraufhin wieder vereidigt werden, damit seine Gutachten anerkannt wurden. Galvano sollte ihm von den Foibe erzählen, und außerdem hoffte Laurenti insgeheim, auch über seinen Kummer sprechen zu können. Die Ansichten des alten Mannes und seine Einstellung zum Leben hatte er immer geschätzt. Vielleicht könnte er ihn zu einem Mittagessen überreden. Laurenti spürte wieder seinen Magen. Huhn mit Reis bei einem der Chinesen, die von der Razzia verschont geblieben waren, würden ihm sicher guttun.

Der Schnee fegte immer dichter durch die Straßen, die Temperatur mußte deutlich unter dem Gefrierpunkt liegen. Laurenti hatte den Kragen soweit es ging hochgeschlagen und die Hände tief in den Jackentaschen vergrä-

ben. Hätte er bloß Schal und Handschuhe mitgenommen! Vor zwei Tagen waren die Leute mittags noch in den Straßencafés gesessen, und jetzt so was! Laura hätte ihn mit Sicherheit nicht so leicht bekleidet aus dem Haus gehen lassen. Wo mochte Laura jetzt sein? Die Fahrt nach San Daniele war sicher kein Vergnügen, aber sie hatte es so gewollt. Ob er sie anrufen sollte? Besser nicht. Sollte sie schmoren! Mit einem Versicherungsvertreter! Das konnte doch alles nicht wahr sein!

Kurz vor dem Kommissariat in der Via del Coroneo sah er eine Gestalt durch den Schneefall auf sich zukommen und erkannte erst, als sie nur noch wenige Schritte trennten, daß es Antonio Sgubin war, der Beamte, mit dem er seit Jahren eng zusammenarbeitete. Seit dem letzten großen Fall, bei dem es um den Mord an dem Mädchenhändler Kopfersberg ging, waren sie per Du. Laurenti hatte es ihm damals in einem Moment angeboten, in dem er im Kreuzfeuer der Kritik stand. Aber er mußte es nicht bereuen. Sgubin blieb unverändert korrekt und zuverlässig.

»Was machst denn du hier?« fragte er.

»Letzte Nacht gabs 'ne Messerstecherei mit einem Toten. Ich wollte den Bericht schreiben und noch ein paar Zeugen vernehmen.«

»Komm, laß uns reingehen. Wo war das?«

»In einer Bar auf dem Viale XX Settembre. ›Bellavia‹.«

Sie hatten sich den Schnee abgeklopft, die Jacken aufgeknöpft und gingen die Treppe zur dritten Etage hoch. Laurentis Schuhe und Strümpfe waren durchnäßt, und er beneidete Sgubin in seiner winterfesten Kleidung.

»Da, wo die jungen Rechten saufen und der Transsexuelle bedient?« fragte er. Wieder solch eine absurde Geschichte, die Laurenti sich in keiner anderen Stadt als Triest vorstellen konnte. Er kannte die Bar nur aus den Erzählungen seiner Kollegen. Zwanzigjährige Rechtsradikale, teils mit kahlgeschorenen Köpfen, teils mit fettigem Haar

und Springerstiefeln, gröhnten dort am Tresen Lieder auf den Duce und den Abessinien-Feldzug und bestellten eimerweise Bier bei Flavio/Angiolina, einem etwa fünfundvierzigjährigen Transsexuellen. Wenn sie über einen Funken Verstand verfügten, dann müßten sie doch bemerken, daß eine solche Existenz nicht in ihr Weltbild paßte. Sie nannten ihn weiter Flavio, obgleich der Busen längst drall und ansehnlich aus der Bluse quoll. Jeder wußte, daß für Flavio/Angiolina die Hauptoperation noch ausstand. Sie machte keinen Hehl daraus und zeigte dem besoffenen Publikum zu vorgerückter Stunde gelegentlich ihren schönen Arsch im Tangaslip.

»Ja, genau da!« bestätigte Sgubin. »Wir sind auch schon fast Stammgäste geworden. Immer das gleiche: Zuerst saufen sie wie die Stiere, und dann schlagen sie sich grundlos die Köpfe ein. Aber gestern hat es einen der Anführer erwischt. Einer, den er den ganzen Abend drangsaliert hatte, rammte ihm, als er es nicht mehr länger ertragen konnte, ein Messer in die Kehle. Der Laden schwamm im Blut, es schoß ihm wie eine Fontäne aus dem Hals. Er war ziemlich schnell hinüber. Als der Rest der Meute das begriffen hatte, haben sie den Kleinen beinahe gelyncht. Flavio hatte uns aber schon verständigt. Wir konnten ihn gerade noch retten. Der Kleine liegt jetzt auf der Intensivstation, mit einem Wachtposten vor der Tür.«

Laurenti stand am Fenster seines Büros und schaute auf das Schneetreiben. Die Bora hatte von einer der Platanen vor dem Gebäude einen dicken Ast abgerissen, der jetzt ein Auto dekorierte.

»Das Gesicht will ich sehen, wenn der seinen Wagen sucht.«

»Scheißwetter«, sagte Sgubin, der neben ihm stand.

»Genau wie im Winter 1984/85. Hoffen wir, daß es diesmal nicht so lange dauert.«

Sgubin schaute ihn überrascht an. »Winter 85?«

»Damals gefror sogar das Wasser im Hafen. Erinnerst du dich nicht?«

»Doch, doch. Aber es überrascht mich, daß du so etwas weißt.«

»Wieso nicht?« fragte Laurenti gereizt, obwohl er nur das wiederholte, was er im Zeitungsladen gehört hatte. »Wen willst du eigentlich vernehmen? Gibt es Zweifel in dem Fall?«

»Nein, nichts. Nur der Vollständigkeit halber, zwei Typen, die dabeistanden und nicht zu den Faschisten gehören. Ich wollte die Sache aus deren Perspektive hören, vielleicht erfährt man so ein bißchen mehr über die ›Bellavia‹.«

»Mir ist es lieber, wenn sie sich dort abstechen und die Stadt ansonsten in Ruhe lassen.«

»Und die Hakenkreuzschmierereien? Das Viertel sieht wirklich zum Kotzen aus. Ich finde, die Stadtverwaltung sollte mehr dagegen unternehmen. Man könnte doch ein paar Arbeitslose anstellen, die den Dreck übermalen. Was soll man denn sonst mit den Arbeitslosen . . .«

»Sgubin«, unterbrach ihn Laurenti. »Jetzt redest du wie die! Außerdem sitzen die Faschisten dick im Stadtrat, auch wenn sie sich einen anderen Anstrich geben.«

»Trotzdem, man schämt sich doch, wenn man die Dinger sieht. Ich glaube, die Burschen würden schnell die Energie verlieren, wenn man ein bißchen hinterher wäre.«

»Wenn du willst, komme ich mit«, sagte Laurenti. »Hören wir uns mal an, weshalb da Leute hingehen, die angeblich nichts mit der Szene zu tun haben. Schau dir das an!« Er zeigte auf die Straße hinunter, wo eine Sturmbö einen randvollen Müllcontainer vor sich her trieb, bis er in die Fahrertür eines geparkten Autos krachte.

»Verdammt!« fluchte Sgubin. »Mein Wagen steht direkt dahinter.«

Sie fuhren nicht weit. Der Schnee fiel immer dichter, und die Räder der wenigen Autos, die unterwegs waren, drehten auf dem steilen Anstieg der Via Rossetti durch. Sgubin schimpfte vor sich hin, fuhr die gesperrte Viale XX Settembre hinunter und schaffte es unten beim Cinema Excelsior kaum, den Wagen zum Stehen zu bringen. Sie versuchten es über die schmale Parallelstraße, die etwas sanfter in die Gegenrichtung anstieg, aber auch dort war nach hundert Metern nichts mehr zu machen. Vor ihnen standen die Autos bewegungslos und mit qualmendem Auspuff, und hinter ihnen versperrten zwei weitere Fahrzeuge den Rückweg. Zu Fuß wären sie schneller gewesen. Sgubin setzte den Wagen schräg in eine enge Einfahrt. »Egal«, sagte er, »ich glaube kaum, daß da in der nächsten Stunde einer rausfährt.« Mit vorsichtigen Schritten eierten sie auf dem Gehweg durch eine Gasse, wo noch keine einzige Fußspur im Schnee zu sehen war, bis zur Via Stuparich. Das Haus hatten sie bald gefunden. Es war ein fünfstöckiges Gebäude aus Fertigbauteilen, vor dessen kleinen Balkonen rote Eisengeländer montiert waren. Das Haus aus den sechziger Jahren war auffallend schmal geraten. Neben dem Eingang befand sich eine kleine Bar, die sonntags geschlossen war, daneben eine Lotto-Annahmestelle und ein Friseurgeschäft. Im ersten Stock waren die Rolläden heruntergelassen.

»Ein Grieche«, sagte Sgubin und klingelte. »Perikles Ritsos. Siebenundfünfzig Jahre alt. Wohnt allein.«

Nach einiger Zeit, während der sie unter dem schmalen Dachvorsprung Schutz vor dem Schneefall suchten, summte der Türöffner. Der Eingang war mit häßlichen Steinplatten ausgekleidet, einen Aufzug gab es nicht. Rechts führte eine enge Treppe hinauf. In diesem Haus schien man an allem gespart zu haben. Die Steinstufen waren wie Glatt-eis unter ihren nassen Schuhsohlen. Im ersten Stock schlug ihnen muffiger Geruch entgegen, und Laurenti warf einen Blick auf das Klingelschild: »Marasi«. Eine Etage höher las